



T & F Lars von Ritter Zahony

BRETAGNE AUF DEN SPUREN DES HERINGSHAIS

In einer der eigenwilligsten Tauchregionen Europas macht sich
unser Autor auf die Suche nach dem Heringshai.





Während der Heringshai als Makrelenhai in enger Verwandtschaft mit dem Weißen Hai steht, gehören die Katzenhaie (unten) zur Familie der Grundhaie, wo sich auch die Hammerhaie einordnen lassen.



»EINE ANDERE WELT. RUND UM DIE INSELN WACHSEN KELPWÄLDER. UND MIT ETWAS GLÜCK LASSEN SICH KEGELROBBEN BEOBACHTEN, DIE PLÖTZLICH AUS DEM NICHTS ERSCHEINEN.«

Der Morgen beginnt grau. Nicht dramatisch grau, eher dieses stumpfe, salzige Grau, das sich in der Bretagne auf Jacken, Kamerataschen und Gesichter legt. Über der Küste hängt ein dünner Schleier, während der Atlantik schwer gegen die Felsen arbeitet. Kein Tosen wie im Film, eher ein beständiges Schlagen und Zurückziehen. Als würde das Meer kurz Luft holen, nur um gleich wieder anzusetzen. In der Bretagne ist das kein schlechtes Wetter. Es ist Normalzustand. Wer hierherkommt, um zu tauchen, weiß: Dieses Meer ist kein Freizeitpark. Es ist ein Arbeitsmeer, ein Jagdmeer – und seit Jahrhunderten auch ein Meer der Verluste.

Zwischen schroffen Granitklippen, kleinen Häfen und Strömungen, die man besser nicht unterschätzt, liegt eine der eigenwilligsten Tauchregionen Europas. Die Gezeiten bestimmen hier fast alles. Sie formen Landschaften, lenken Strömungen und entscheiden darüber, ob ein Tauchgang über-

haupt möglich ist. Zweimal täglich verwandelt sich das Meer. Es zieht sich zurück, legt Felsen, Tang und Sand frei, kehrt wieder – schneller und kraftvoller, als man es von vielen anderen Küsten Europas kennt. Unter der Oberfläche entsteht daraus eine Welt von rauer Schönheit. Kelpwälder wachsen hier zu beeindruckenden Dimensionen heran. Ihre dicken Stiele und langen Blätter stehen im grünen Halbdunkel wie Säulen in einer versunkenen Halle. Das Licht kommt nur gefiltert unten an. Selbst an guten Tagen bleibt das Wasser kühl, grünlich, ein wenig abweisend. Wer hier taucht, taucht nicht, um gesehen zu werden. Man taucht, um genauer hinzusehen.

Raues Tauchen, reiches Leben

Das Tauchen in der Bretagne ist fordernd. Die Sichtweiten sind oft begrenzt, die Temperaturen selbst im Sommer frisch, und Strömungen verlangen eine Planung, die nicht nur auf Hoffnung basiert. Manchmal entscheidet ein Zeitfenster von wenigen

Minuten darüber, ob ein Platz betauchbar ist oder nicht. Wer zu spät ist, merkt es schnell. Doch gerade diese Bedingungen haben eine bemerkenswert widerstandsfähige Tierwelt hervorgebracht. Zwischen Felsplateaus und Sandflächen liegen Katzenhaie, fast regungslos, ihre gefleckten Körper gut getarnt gegen den Untergrund. Rochen ruhen eingegraben im Sediment, oft nur verraten durch die Bewegung ihrer Augen oder einen kaum sichtbaren Umriss im Sand. Große Taschenkrabben und Hummer sitzen tief in Spalten, während Nacktschnecken, Seescheiden und Anemonen die Felsen mit Farbflecken überziehen. Es ist kein spektakuläres Tauchen im tropischen Sinn. Keine warmen Farben, keine mühelose Sicht bis zum Horizont. Dafür ist es direkt. Kalt, manchmal dunkel, oft unbequem – und gerade deshalb ehrlich.

Sept Îles – Inseln des Rückzugs

Einige Seemeilen vor Perros-Guirec, im Département Côtes-d'Armor, liegt der Ar-

chipel der Sept Îles. Schon die Anfahrt fühlt sich anders an. Das Boot arbeitet gegen Wellen und Wind, irgendwo riecht es nach nassem Tauwerk, Diesel und Tang. Dann tauchen die Inseln auf: Felsig, hell, zerklüftet. Über Wasser sind sie ein Reich der Seevögel. Tausende Tiere brüten hier auf steilen Felsen und schmalen Vorsprüngen. Besonders eindrucksvoll sind die Basstölpel, die mit ihren hellen Körpern und schwarzen Flügelspitzen über den Klippen kreisen.

Unter Wasser beginnt eine andere Welt. Rund um die Inseln wachsen ausgedehnte Kelpwälder, und mit etwas Glück lassen sich dort Kegelrobben beobachten. Beim Schnorcheln oder Tauchen erscheinen sie manchmal wie aus dem Nichts. Erst ist da nur Bewegung im Grün, dann ein Kopf, große dunkle Augen, ein kurzes Zögern. Sie gleiten näher, drehen ab, kommen wieder. Nicht zahm, nicht wirklich scheu. Eher neugierig auf eine Art, die uns Menschen für ein paar Sekunden ziemlich unbeholfen

wirken lässt. Diese Begegnungen fühlen sich leicht an, fast verspielt. Doch sie sind Teil eines viel komplexeren Systems. Die Gewässer vor der Bretagne sind nicht nur Lebensraum für Robben, Fische, Vögel und Wirbellose. Sie sind auch Durchzugs- und Aufenthaltsgebiet eines der rätselhaftesten Raubfische des Nordatlantiks.

Der Heringshai – Jäger der kalten Meere

Der Heringshai (*Lamna nasus*) gehört zur Familie der Makrelenhaie – also zur selben Familie wie der Weiße Hai. Er ist ein Hai der kalten und gemäßigten Meere, kräftig gebaut, schnell, effizient. Ein Tier des freien Wassers, das selten dort auftaucht, wo Menschen gewöhnlich suchen. In den nährstoffreichen Gewässern des Nordatlantiks nimmt er die Rolle eines gro- ➤

ßen Jägers ein. Er folgt Fischen wie Heringen und Makrelen durch Wasserwelten, die von oben betrachtet leer wirken, tatsächlich aber von Strömungen, Tiefenkannten und Wanderbewegungen geprägt sind. Der Heringshai lebt nicht am Riff und nicht im Blickfeld gewöhnlicher Sporttauchgänge. Seine Bühne ist das offene Wasser. Seine besondere Stärke liegt im Inneren. Der Heringshai ist kein einfacher Kaltblüter. Über ein ausgeklügeltes Wärmetauschsystem, das sogenannte »Rete mirabile«, kann er bestimmte Körperbereiche wärmer halten als das umgebende Meer. Diese innere Wärme verschafft ihm Ausdauer, Reaktionsgeschwindigkeit und Effizienz – auch dort, wo das Wasser kalt ist, und andere Räuber langsamer werden.

Paradox ist, dass gerade ein so gut angepasster Jäger heute selbst gefährdet ist. Heringshaie wachsen langsam, werden spät geschlechtsreif und bringen nur wenige Junge zur Welt. Was in stabilen Ökosystemen funktioniert, wird unter dem Druck intensiver Fischerei schnell zum

Problem. Lange Zeit gerieten sie als Beifang in Netze oder wurden gezielt befischt.

Der leise Niedergang

Noch vor gut hundert Jahren war der Heringshai kein Mythos, sondern ein Wirtschaftsfaktor. Im Nordatlantik, besonders in Gewässern vor Großbritannien, Irland, Norwegen und Frankreich, wurde er intensiv gefangen. Sein Fleisch galt als wertvoll, sein Leberöl wurde genutzt, und über die Verletzlichkeit der Art wusste man wenig. In den 1930er- bis 1950er-Jahren erreichte die Befischung ihren Höhepunkt. Ganze Flotten spezialisierten sich auf den Fang von Heringshaien. Damals ahnte kaum jemand, wie langsam sich diese Art fortpflanzt. Weibchen bringen nur wenige Jungtiere zur Welt, nach langer Tragzeit, und erreichen ihre Geschlechtsreife erst nach vielen Jahren. Die Folgen sind bis heute spürbar. Bestände gingen stark zurück. In manchen Regionen verschwand der Heringshai fast vollständig aus dem Alltag der Fischer und Beobachter.

Kein dramatischer Zusammenbruch, den man an einem einzigen Tag sieht. Eher ein Verschwinden in Raten. Weniger Fänge, weniger Sichtungen, weniger Geschichten. Irgendwann blieb nur die Erinnerung.

Wenn ein Räuber fehlt

Mit dem Rückgang großer Haie verändern sich Meeresökosysteme. Als Spitzenräuber beeinflussen sie Fischbestände, halten Populationen in Bewegung und können verhindern, dass einzelne Arten überhandnehmen. Ihr Verschwinden hinterlässt Lücken, auch wenn diese nicht immer leicht zu messen sind. In der Bretagne lassen sich solche Veränderungen nicht mit einem einzigen Tauchgang erklären. Dafür ist das Meer zu komplex. Aber Bestandsverschiebungen, veränderte Fischschwärme oder eine höhere Anfälligkeit einzelner Populationen können langfristig mit dem Verlust großer Räuber zusammenhängen. Sicher ist: Ein Meer ohne seine großen Jäger ist nicht einfach dasselbe Meer mit weniger Haien. Es ist ein anderes System.

Forschung im Stillen

In diesem Spannungsfeld arbeitet die Organisation »Des requins et des Hommes«. Ihr Ziel ist es, Wissen dort aufzubauen, wo lange Zeit vor allem Vermutungen dominierten. Im Mittelpunkt steht ein Foto-ID-Projekt, bei dem Heringshaie anhand individueller Merkmale wiedererkannt werden. Jede Narbe, jede Kerbe an einer Flosse, jede auffällige Pigmentierung kann wichtig sein. Was auf den ersten Blick wie ein einzelnes Bild aussieht, wird in der Forschung zu einem Datensatz. Über Jahre hinweg entstehen so Spuren einzelner Tiere: Wann wurde ein Hai gesehen? Taucht er wieder auf? Nutzt er bestimmte Gebiete regelmäßig? Bleibt er nur kurz oder kehrt er saisonal zurück? Die bisherigen Beobachtungen sind vorsichtig ermutigend. Sie zeigen, dass Heringshaie die Gewässer der Bretagne nicht nur zufällig passieren. Sie nutzen diese Region offenbar gezielt – als Jagdgebiet, möglicherweise auch als saisonalen Aufenthaltsraum. Vor allem aber zeigen sie: Die Art ist noch da.

Die Suche nach dem Schatten

Begegnungen mit Heringshaien sind bei gewöhnlichen Sporttauchgängen nahezu ausgeschlossen. Sie bewegen sich überwiegend im freien Wasser, oft außerhalb der Tiefenbereiche, Orte und Zeitfenster, in denen Taucher normalerweise unterwegs sind. Wer hier einen Heringshai sehen will, braucht mehr als Glück. Er braucht ein wissenschaftliches Projekt, Erfahrung, Geduld – und die Bereitschaft, sehr oft nichts zu sehen.

Die Bilder, die heute von Heringshaien aus der Bretagne existieren, entstanden über Jahre hinweg im Rahmen von Forschungsaktivitäten, in enger Zusammenarbeit mit erfahrenen Teams. Hinter jedem Bild stehen lange Fahrten, Wetterentscheidungen, Wartezeit, Stunden auf dem Wasser und manchmal nur ein kur-

zer Moment, in dem plötzlich ein dunkler Körper aus dem Blau auftaucht. Um zusätzliche Daten zu gewinnen und die Arbeit langfristig zu unterstützen, bindet die Organisation in ausgewählten Fällen auch interessierte Taucher und Naturfreunde ein. Diese begleiten klar strukturierte Forschungsaktivitäten. Jede verwertbare Aufnahme kann helfen, ein Tier im Foto-ID-Projekt wiederzuerkennen und Lücken über Wanderungen, Aufenthaltsdauer und mögliche Bestandsgrößen zu schließen. So wird aus Neugier Beteiligung. Aus einzelnen Bildern entstehen Hinweise. Und aus Hinweisen vielleicht irgendwann ein klareres Bild davon, welche Rolle die Bretagne für den Heringshai tatsächlich spielt.

Ein Meer mit Gedächtnis

Die Bretagne ist kein einfacher Ort. Sie konfrontiert mit Kälte, Strömung, schlechter Sicht und einer Küste, die seit Jahrhunderten von Arbeit, Fischerei, Verlust und Widerstand erzählt. Darin liegt ihre Kraft. Man taucht in ein Meer, das Geschichten trägt – in Wracks, in Kelpwäldern, in den Rufen der Seevögel über den Felsen und vielleicht auch in der kurzen Silhouette eines Hais, der kaum je zu sehen ist. Der Heringshai ist Teil dieser Geschichte. Kein Monster, kein Mythos, kein Garant für spektakuläre Begegnungen. Eher ein stiller Hinweis darauf, dass ein Ökosystem mehr ist als die Summe seiner sichtbaren Bewohner.

Ob er bleibt, hängt nicht von einem einzelnen Projekt ab. Jedes Bild, jede Beobachtung und Schutzmaßnahme kann dazu beitragen, dass er im kalten Blau nicht endgültig verschwindet. Manchmal reicht ein kurzer Blick ins Wasser, um zu verstehen, dass eine Geschichte noch nicht vorbei ist. In der Bretagne wirkt das Meer, als würde es sich erinnern. Vielleicht ist das der Grund, warum man immer wieder hinausschaut. <<

Anzeige



Kegelrobben (*Halichoerus grypus*) gehören zu den größten Robben Europas. Männchen können bis zu 2,5 Meter groß und 300 Kilo schwer werden.